

Bruno Hildenbrand

Genogrammarbeit für Fortgeschrittene

Vom Vorgegebenen
zum Aufgegebenen

2018

6 Immer wieder gestellte Fragen

Jetzt, wo ich beim letzten Kapitel dieses Buchs angelangt bin, gilt es, Bilanz zu ziehen. Vor mir liegt ein Stapel von Notizen aus den letzten Jahren, die das Thema Genogrammarbeit und die üblicherweise während, in Pausen oder am Ende von Seminaren zur Genogrammarbeit formulierten Fragen betreffen. Zu diesen Fragen kommen dann noch andere, die nicht gestellt wurden, von denen ich aber der Ansicht bin, dass sie unbedingt gestellt werden müssen. Ich handle sie in Kapitel 6.2 unter der Überschrift »fiktive Fragen« ab, das sind also Fragen, die ich selber stelle. Ich könnte dieses Kapitel auch »Rudis Resterampe« nennen.

6.1 Fragen von Praktikern und Fragen von Theoretikern

Mir ist mit der Zeit aufgefallen, dass es einen Unterschied macht, ob jemand in einer Runde von Praktikern eine Frage stellt oder ob dies auf einer Tagung im universitären Kontext stattfindet.

6.1.1 Fragen von Praktikern

Diese Fragen wurden bei meinem letzten Genogrammseminar im Dezember 2017 in Tübingen gestellt, bei dem ausschließlich Praktiker anwesend waren.

Kann man in einem Genogramm kausale Zusammenhänge zwischen familiengeschichtlichen Mustern und dem Entstehen von Krankheiten entdecken?

Meine rasche Antwort auf diese Frage ist, dass solche Kausalbeziehungen im Rahmen von Genogrammarbeit nicht hergestellt werden können.

Die differenziertere Version dieser Antwort lautet folgendermaßen: Wenn man beginnt, ein Genogramm zu rekonstruieren, darf man auf keinen Fall wissen, welche Frage diese Genogrammrekonstruktion beantworten soll. Hier bin ich strikt dafür, dass man ein Genogramm kontextfrei rekonstruiert; denn weiß man schon zu Beginn, dass die fallvorstellende Person aus einer Suchtklinik kommt, besteht die Gefahr, dass die Genogrammrekonstruktion final auf das Thema Sucht-

entwicklung hin zentriert ist. Wenn man dann bis zum Indexpatienten gelangt ist und erfährt, dass er ein Suchtproblem hat, kann man im Nachhinein die *Wirkungszusammenhänge* benennen, die diese Entwicklung begünstigt haben.

Ich gebe ein Beispiel: Untersucht wurden bäuerliche Familienbetriebe

- mit einem als schizophren diagnostizierten Sohn, der als Betriebsnachfolger aufgebaut worden war (Hildenbrand 1991),
- danach Familienbetriebe ohne Familienmitglieder mit einer psychiatrischen Diagnose (Hildenbrand et al. 1992)
- und abschließend landwirtschaftliche Familienbetriebe mit einem als alkoholkrank diagnostizierten Betriebsleiter (Bohler u. Hildenbrand 1997).

Insgesamt handelte es sich um knapp 20 Familien. (Nomothetiker können über diese Zahl nur lachen, vgl. Kap. 1.II.2.) Wir haben diese Familien mit den dahinterliegenden Störungen (Diagnosen) (Schizophrenie/keine diagnostizierte Abweichung/Alkoholismus) systematisch miteinander verglichen. Dabei kam heraus (Hildenbrand 2014, S. 84):

»Während landwirtschaftliche Familienbetriebe ohne Präsenz einer psychotischen Erkrankung und landwirtschaftliche Familienbetriebe mit Alkoholismus sich strukturell kaum unterscheiden, erstere in ihrer Normalität noch radikal von letzteren übertroffen werden, imponieren die »schizopräsenten« Familien durch erhebliche Strukturverwerfungen.«

Unterschiede zeigen sich also im Grad der Strukturiertheit, und damit ist Strukturiertheit im Treffen von Entscheidungen bei den jeweiligen Familien im Generationenablauf gemeint.

Daraus könnte man eine allgemeine Regel entwickeln: Je unstrukturierter eine Familie in der Wahl ihrer Möglichkeiten erscheint, desto größer ist die Chance, dass Kinder aus diesen Familien einem Psychiater vorgestellt und von diesem als schizophren diagnostiziert werden.

Fallbeispiel: Die Familie Kreuzhofer (Hildenbrand 1991, S. 77 ff.) bewirtschaftete in den 1970er Jahren mitten in einem Dorf einen bäuerlichen Familienbetrieb. Den damaligen Erfordernissen einer

effizienten Landwirtschaft genügte dieser Hof bei Weitem nicht. Also beschloss man, sich dem vom Land aufgelegten Aussiedlungsprogramm anzuschließen. Zunächst wurde außerhalb des Dorfs auf freiem Land ein Wohnhaus errichtet und bezogen. Als der Stall in einem zweiten Schritt errichtet werden sollte, bekam der wirtschaftende Bauer Kreuzhofer »kalte Füße«, die Bauausführung erschien ihm nicht stabil genug (er dachte, er würde für die nächsten Jahrhunderte bauen), und er stoppte das Aussiedlungsprojekt.

Ich komme nun zu einem systematischen Punkt: Wenn ich ein Genogramm Schritt für Schritt bis zum Indexpatienten rekonstruiere, dann bearbeite ich das diesem Vorgegebene. Dieses Vorgegebene wird, sobald sich der Betriebsnachfolger damit auseinandersetzt, zum Aufgegebenen.

Das ist also die Antwort, die ich der am Seminar teilnehmenden Kollegin geben konnte. Die Kurzfassung lautet: Ex ante lassen sich keine Kausalzusammenhänge festlegen, ex post können wir *Wirkungszusammenhänge* beschreiben.

Die nächste Frage dieser Kollegin lautet:

Hat sich durch das Vordringen unkonventioneller Familien (Stieffamilien, Pflegefamilien, heterologe Insemination etc.) die Genogrammarbeit verändert?

Die Familienformen haben sich verändert und damit die zu bewältigenden Aufgaben. Dabei ist zu berücksichtigen, dass meist dann, wenn von Veränderungen der Familienformen die Rede ist, von einem Normalmodell der Familie ausgegangen wird, dessen Existenz nur ganz kurz, für die 1950er Jahre, anzusetzen ist. Davor war die Existenz dieses Normalmodells durch äußere Einflüsse wie Krieg, Seuchen, Hungersnöte etc. kontinuierlich bedroht und führte ständig zu neuen Familienzusammensetzungen. Gemeinsam mit Dorett Funcke komme ich in diesem Zusammenhang zu dem Schluss (Funcke u. Hildenbrand 2009, S. 10):

»Ein Kind kann in konventionellen wie in unkonventionellen Familienformen glücklich oder unglücklich aufwachsen. Jedoch stellen unkonventionelle Familienformen besondere Herausforderungen an die Beteiligten.«

Fazit: Für alle, unerschütterlich an einem »Normalmodell« von Familie festhalten, hat sich die Genogrammarbeit tatsächlich verändert. Für alle anderen, die sich nicht von starren Modellen leiten lassen, sondern von den Erfordernissen des Einzelfalls, hat sich nichts verändert.

Jedoch werden die Genogramme vom Erscheinungsbild her immer komplexer; es wird schwieriger, sie übersichtlich zu zeichnen. Das aber ist ein Randphänomen.

Über welchen Wissensvorrat muss man verfügen, um Genogrammarbeit durchführen zu können?

Nicht selten wundern sich Teilnehmer während einer von mir geleiteten Genogrammarbeit, was mir so alles zu den präsentierten Genogrammen einfällt. Zum Wundern besteht kein Anlass: In 40-jähriger Praxis des Fallverstehens ist es überhaupt nicht zu vermeiden, dass auf dem Weg des kumulativen Fallverstehens so einiges zusammenkommt. Das heißt: Mit der Zeit hat man viele Fälle im Kopf und damit eine Fülle realisierter und verworfener Möglichkeiten parat. Gleichwohl habe ich Lieblingsfälle, bei deren Bearbeitung ich zur Hochform auflaufe. (Das sind vor allem, nicht unerwartet, landwirtschaftliche Familienbetriebe.)

Im Grunde reicht Alltagswissen für das Rekonstruieren eines Genogramms völlig aus, solange die Sequenzanalyse stringent als Verfahren beachtet wird. Nützlich ist obendrein, wenn Berater und Therapeuten mit offenen Augen durchs Leben gehen und Medien konsumieren, die geeignet sind, ihr Wissen von der Welt zu erweitern. Dazu gehören eine gute Tageszeitung, qualitativ hochwertige Fernsehprogramme wie ARTE sowie gute Belletristik.

Ein Interesse an geschichtlichen Zusammenhängen gehört auch dazu. Man kann nicht die Verhältnisse in der Region X vor drei Generationen aus der Sicht von heute einschätzen. Die Verhältnisse in der damaligen Zeit muss man sich erschließen, nicht notwendigerweise durch Lektüre, sondern auch durch Gespräche mit Menschen, die aus der fraglichen Zeit Primärerfahrung haben. Dem kommt entgegen, dass zur Genogrammarbeit in dem von mir vertretenen Stil lediglich drei Generationen überschaut werden müssen, um zu einer belastbaren Fallstrukturhypothese zu kommen.

Auch die Klienten selbst sind Träger einschlägigen Wissens. Mitunter wird das Schlagwort »Klienten als Experten ihrer eigenen Lebensführung« ins Feld geführt. Das ist richtig, solange man nicht vergisst,

das die von Klienten präsentierte Welt perspektivisch gefärbt ist und das Ziel sein sollte, die Vielfalt der Perspektiven zu erweitern. Und schließlich kann man auch nicht übersehen, dass diese Klienten zu Klienten geworden sind, weil sie in ihrer Autonomie eingeschränkt sind.

6.1.2 Fragen von Theoretikern (oder solchen, die sich dafür halten)

Nun möchte ich mich mit typischen Fragen auseinandersetzen, die erwartbar immer dann aufkommen, wenn dieses Verfahren der Genogrammarbeit auf einem wissenschaftlichen Kongress vorgestellt wird. Ich mache das schon lange nicht mehr selbst, jedoch kommen jüngere Kollegen nicht darum herum, sich entsprechend zu engagieren, wenn sie in der Wissenschaft eine Zukunft haben möchten. Ich habe einmal eine Liste »beharrlicher Kritiken« (also Kritiken, die als Fragen formuliert waren) erhalten, die ich im Folgenden benutzen werde. Ich werde allerdings auf die Fragen nicht direkt eingehen, sondern sie kommentieren.

Frage 1: Setzen wir als Forscher zu viel voraus? Diese Frage wurde auf einem wissenschaftlichen Kongress in einer Arbeitsgruppe gestellt. Meine Antwort dazu ist, dass im Rahmen von Wissenschaft und Forschung nie zu viel vorausgesetzt werden kann. Es gilt, die Grenze des »Zuviel« stets höher zu schrauben, denn, wie Max Weber (1995, S. 13) gesagt hat: »Nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich normalerweise der Einfall vor.«

Bei dieser Frage gibt es allerdings auch einen Sinn zwischen den Zeilen: Es geht um einen affektiv getönten *Widerstand* gegen die Zumutung, aus alten Bahnen auszuscheren und Neues zu lernen. In diesem Zusammenhang kommt mir ein Lied aus dem Vormärz, jener von der französischen Revolution inspirierten Epoche des Ausgangs aus dem Feudalismus und der Auflösung der ständischen Gesellschaft, in den Sinn, das »Das Bürgerlied« heißt. Die vierte Strophe bezieht sich auf den Widerstand gegen das Neue und lautet:

Aber ob wir Neues bauen
oder Altes nur verdauen,
wie das Gras verdaut die Kuh;
ob wir in der Welt was schaffen
oder nur die Welt begaffen:
das tut, das tut was dazu.¹²⁸

¹²⁸ Text nach Friz u. Schmeckenbecher 1978, S. 226 f. Für eine Vertonung vergleiche Hannes Wader (<https://www.youtube.com/watch?v=gpeRnHqxAF4> [Zugriff: 20.04.2018]).

Die nächsten *drei Fragen* können gebündelt werden, da sie durchweg ein Reflex einer kartesianischen Biografiekonzeption sind (vgl. Kap. 1.1): Demnach wird der Verlust der Person in der Genogrammarbeit befürchtet. Jedoch besteht ein Genogramm aus nichts anderem als aus Zeugnissen menschlichen Handelns, also, wenn man so will, aus Resultaten des Handelns von Personen. Wer meint, er benötige einen direkten Zugang zum Inneren eines Menschen, sollte sich nicht mit dem Genogramm aufhalten, sondern sich der Psychologie oder der Psychoanalyse zuwenden. Dort könnte er allerdings auch Enttäuschungen erleben.

Die *letzte Frage* handelt davon, wie die Auswahl der sozialhistorischen Daten getroffen wird. Antwort: Die Auswahl erfolgt am Leitfaden der sequenzanalytisch rekonstruierten Entwicklung des Falls.

Schließlich: Wer trotz aller Bemühungen, sich Zugang zur Genogrammarbeit zu verschaffen, immer noch damit fremdelt, kann es ja halten wie der Fuchs, der versucht, an süße Trauben zu gelangen, die ihm aber zu hoch hängen, weshalb er nicht damit rechnen kann, in ihren Genuss zu kommen. Daher wendet er sich empört von ihnen ab, weil sie ihm zu sauer sind. Im Originalton lautet diese Fabel mit dem Titel »Der Fuchs und die Trauben« von Jean de La Fontaine (1995, S. 86) so:

Dem Hungertode nah, sah ein Gascogner Fuchs,
ganz hoch am Dache grüner Lauben,
fast überreich in üpp'gem Wuchs
die schönsten dunkelblauen Trauben.

Das wär ein Mahl, so recht nach dem Geschmack
des armen Schelms. Doch da er sie nicht konnt' erjagen,
sprach er: »Sie sind zu grün, nur gut für Lumpenpack!«

Tat er damit nicht besser, als zu klagen?

6.2 Fiktive Fragen

6.2.1 Bewegungsrichtungen in der Genogrammarbeit

In der Genogrammarbeit gibt es zwei Bewegungsrichtungen: eine horizontale und eine vertikale.

Die *horizontale Bewegungsrichtung* betrifft die Frage, ob man auf der mütterlichen Seite oder auf der väterlichen Seite des Klienten anfängt. In unserer Kultur schreiben wir von links nach rechts, offen-

baren also unsere routinemäßigen Orientierungen, wenn wir bei der väterlichen Linie links oben beginnen. Damit ist allerdings noch kein Schaden angerichtet. Denn wenn wir beim Großvater beginnen, folgt zügig die Frage nach dessen Partnerschaft, und bereits ist man bei der mütterlichen Seite angelangt. So viel zur Frage der Bewegungsrichtung bei der Genogrammarbeit, was das Zeichnen von Genogrammen betrifft. Man kann natürlich die Gewohnheiten von eingefleischten Patriarchen¹²⁹ dadurch unterlaufen, dass man oben links die mütterliche Seite einträgt.

Bei der Analyse von Genogrammen habe ich früher routinemäßig mit der väterlichen Linie begonnen, was mir mitunter die Bemerkung von Teilnehmern eingetragen hat, ich hätte wohl ein patriarchalisches Vorurteil. Seither stelle ich es der fallvorstellenden Person anheim, auf welcher Seite begonnen werden soll. Im Ergebnis macht das keinen Unterschied. Zum Geschlechterkampf eignet sich dieses Thema nicht.

Die *vertikale Bewegungsrichtung* betrifft ein komplexeres Thema. Es geht nämlich um die Frage, ob man ein Genogramm von oben nach unten oder von unten nach oben rekonstruiert.

Ulrich Oevermann begann immer beim Klienten, also unten, und arbeitete sich nach rückwärts (oben) bis zur Großelterngeneration vor. Ich habe es mir, ohne genauer darüber nachzudenken, zur Gewohnheit gemacht, bei der Großelterngeneration (oder immer bei der ältesten Generation, die im Genogramm angeboten wird) zu beginnen.

Hier kann ich den Leser nicht mit Erinnerungen abspeisen: Oevermann macht das so, ich mache das anders. Zumindest muss ich meine Entscheidung begründen. (Eine Begründung vonseiten Oevermanns liegt nicht vor.)

Beginnt man beim Klienten, beginnt man bei dem *Gewordenen*, wie Kierkegaard sagt: »Das Leben wird nach vorne gelebt und nach rückwärts verstanden.« Mich interessiert der Prozess des *Werdens*. Ich möchte nicht anfangen mit dem, was *ist*, sondern rekonstruieren, was *wird*.

Es sei jedoch nicht verschwiegen, dass die Bewegungsrichtung von unten nach oben einen Vorteil hat: Man kann selbst entscheiden, wie viele Generationen man in die Rekonstruktion einbezieht, und hört auf, wenn man eine tragfähige Fallstrukturhypothese entwi-

¹²⁹ Bis vor wenigen Jahrzehnten wurden in Stammbäume nur Männer eingetragen, deren Partnerinnen wurden ignoriert. Solche Stammbäume sind für die Genogrammarbeit wertlos.

ckeln konnte. Meist reichen dazu drei Generationen. Das ist auch der Personenkreis, der noch lebt oder von dem lebendige Erinnerungen wie zum Beispiel Geschichten noch vorhanden sind. Die Forensik bildet hier die Ausnahme: Dort reichen mitunter drei Generationen nicht aus, erst in einer späteren wird die Fallstrukturhypothese substantiell. Bei der Bewegungsrichtung von oben nach unten kann es einem hingegen passieren, dass man jene Generation(en) verpasst, in der (denen) die entscheidenden Weichenstellungen erfolgt sind, weil man erst bei der Großelterngeneration eingesetzt hat. Das lässt sich allerdings korrigieren, man muss dann den Bereich der erfassten Generationen erweitern.

Fazit: Die von mir jeweils präferierte Richtung des Vorgehens in vertikaler und in horizontaler Hinsicht ist kein Dogma. Jeder muss für sich selbst herausfinden, welche Bewegungsrichtung die ihm gemäße ist.

Abschließend folgt das Ganze noch einmal in einem Schaubild (Abb. 14).

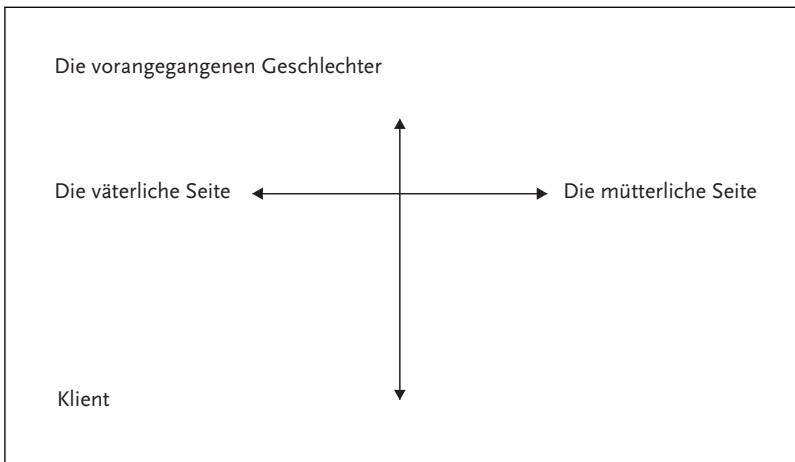


Abb. 14: Bewegungsrichtungen in der Genogrammarbeit

6.2.2 Zum Bezug der Genogrammarbeit zu Familienaufstellungen

An einem frühen Nachmittag fuhr ich von Kreuzlingen bei Konstanz nach St. Gallen. Das ist ein paar Jahre her. Tageszeitbedingt gab es kaum Fahrgäste im Zug, man konnte die Gespräche der wenigen Mitreisenden mühelos verfolgen (was ich als Soziologe gewohnheitsmä-

ßig mache, wenn ich mich in der Öffentlichkeit bewege – Diskretion ist Ehrensache).

Zwei Sitzreihen weiter saßen zwei Personen, ein Mann und eine Frau, beide über 60 Jahre alt. Mitten aus einem Schweigen heraus sagte die Frau zu dem Mann: »Das ist schon etwas Wichtiges, die Familienaufstellung, man weiß dann, wo man im Leben steht.« Als ich das hörte und begann, über diese Äußerung nachzudenken, fiel mir als Erstes auf, wie tief die Aufstellungsarbeit in der öffentlichen Wahrnehmung verankert ist. Dann dachte ich darüber nach, dass eine Frau im Alter von über 60 Jahren immer noch zum Thema hat, wo *man* im Leben steht. Mit *man* war möglicherweise sie selbst gemeint, oder es ging ihr um das heideggersche *man*, also um die Seinsstrukturen des Daseins in ihrer Alltäglichkeit (Heidegger 1993, S. 114). Im ersten Fall ginge es um sie selbst, im zweiten Fall um jedermann.

Heute, Jahrzehnte später, denke ich etwas differenzierter über diese Frage, wo man im Leben steht, nach. Wie kann man das verstehen? Pierre Bourdieu vergleicht eine Biografiearbeit, die nur auf persönlichen Äußerungen beruht, mit dem Vorhaben, in einer Stadt mit der Metro zu fahren, ohne zu wissen, wie das Streckennetz beschaffen ist (Bourdieu 1998). Zielführender für das Verständnis einer Biografie sei es, Genogrammarbeit zu betreiben (von Genogrammarbeit spricht Bourdieu nicht, er benutzt die Metapher vom »sozialen Raum«); denn Ziel der Genogrammarbeit ist es (jetzt in meinem Verständnis), das Streckennetz der Metro zu rekonstruieren und nachzuzeichnen. Das Netz ist allerdings noch nicht der Ort, also das Gebilde, auf welches sich das »Wo« bezieht. Um im Bild zu bleiben, würde ich die Bahnhöfe im Streckennetz als jene Orte bezeichnen, die sich auf das »Wo« beziehen.¹³⁰

Für den, der Metro fährt, also im Fluss des Lebens ist, ist es sicher wichtig zu wissen, dass er in einer Metro sitzt, deren Streckennetz er kennt. Er kennt dann die Grenzen seiner möglichen Fahrziele. Wenn er aber zudem weiß, an welchen Bahnhöfen die Metro hält, weiß er auch, wo er umsteigen und das Netz verlassen kann, um als Nächstes den Bus (dessen Streckennetz engmaschiger ist als das der Metro) oder die Fernbahn (welche es erlaubt, das Streckennetz der Metro zu verlassen) zu nehmen.

¹³⁰ Eine interessante Vertiefung dieser Metaphorik befindet sich bei Latka (2003). Für ein gelungenes Exempel zu dieser Vorgehensweise vergleiche Ernaux (2017).

Mit diesen auf der bourdieuschen Metaphorik aufbauenden Ausführungen habe ich das Verhältnis von Genogrammarbeit und Aufstellungsarbeit bestimmt: Die Genogrammarbeit betrifft das Streckennetz, die Aufstellungsarbeit die Bahnhöfe.

Zurück zur Aufstellungsarbeit: Wenn ich im Jahr 2018 über Aufstellungsarbeit auf der Grundlage von Erfahrungen, die ich seit 1993 gemacht habe, nachdenke, muss ich auch die Entwicklungen im Auge haben, die die Aufstellungsarbeit seither genommen hat. Sie hat sich nämlich erheblich verändert.

1993 nahm ich eine Einladung zum 37. Internationalen Karwochenseminar der Internationalen Mediziner Arbeitsgemeinschaft in Grünau/Oberösterreich wahr. Unangekündigt und zu aller Überraschung erschien dort Bert Hellinger mit einem Fernsehteam des Österreichischen Rundfunks (ORF) sowie einigen Anhängerinnen. (Ein Mann war auch dabei, der im Rollstuhl saß; als er Hellinger begrüßen wollte, bat ihn dieser generös, Platz zu behalten.) Anschließend präsentierte Hellinger auf der Bühne Aufstellungsarbeit. Als er damit fertig war, entbrannte zunächst ein erheblicher Konflikt unter den Veranstaltern, denn dieser Programmpunkt war nicht vorgesehen, und als besonders empörend wurde empfunden, dass Hellinger sich weigerte, in eine Diskussion mit dem Publikum einzutreten. Jahrzehnte währende Freundschaften gingen zu Bruch, sie konnten erst nach langen Jahren wieder geheilt werden.

Was mir und den meisten anderen Anwesenden (viele davon aus Osteuropa, denn die Grenzen waren gerade geöffnet worden, von stalinismusähnlichen Rechthabereien hatten diese Leute sicher genug) auf die Nerven ging, war die alttestamentarische Wucht, mit der Hellinger seine Einschätzungen verkündete und die er als unumstößlich ausgab, wobei er sich, wie erwähnt, weigerte, über sein Vorgehen und seine Einschätzungen zu diskutieren. Konfliktstoff hatte er selbst genug produziert, indem er in dieser Aufstellungsarbeit die als problematisch beschriebene Beziehung der aufstellenden Frau zu ihrer Mutter (wie unerwartet!) »herausarbeitete«, besser gesagt: »schubladierte« und die Frau ultimativ aufforderte, sich bei ihrer Mutter (bzw. ihrer Stellvertreterin) zu bedanken. Die Protagonistin wand sich eine Zeitlang, um schließlich zu dem Schluss zu kommen: »Das kann ich nicht.« Daraufhin wandte sich Hellinger an das Publikum und sagte: »Dann stirbt sie.« (Ergänzend sei gesagt, dass diese Frau an einer Krebserkrankung litt.)

Im Duktus meines Konzepts betrachtet, reduziert Hellinger hier die dynamische Beziehung von Vorgegebenem und Aufgegebenem auf das Vorgegebene. Das handelnde Subjekt wird zur Marionette von Regeln und Strukturen (vgl. König 2004, S. 41).¹³¹ Damit hatte er sich beim Publikum den letzten Rest an Sympathie verschert.

Die Debatten über dieses Vorgehen (in Abwesenheit Hellingers) währten bis tief in die Nacht. Der Ausschank des Tagungshauses schloss um Mitternacht, jedoch verfügten die polnischen Kollegen noch über reichlich Wodkavorräte, und mein Elend war, dass ich am anderen Morgen, obschon wieder nüchtern, die Aufgabe hatte, den ersten Vortrag zu halten. Die Pflicht eines jeden Soziologen besteht darin, in kritischen Situationen (Elias 1987, S. 79 ff.; Hildenbrand 2018a, Kap. 1.1.3) die Übersicht und das rechte Maß zwischen Engagement und Distanzierung zu wahren. Entsprechend eröffnete ich meinen Beitrag mit den Worten: »Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen« (Johannes-Evangelium). Ungeachtet theologischer Lehrmeinungen interpretiere ich diesen Satz als Aufruf zur Toleranz, deshalb hielt ich ihn an dieser Stelle für angemessen.

Diese Erfahrung in Grünau hätte gereicht, die Aufstellungsarbeit für reine Scharlatanerie zu halten, wäre es mir nicht gelungen, auch in der Folgezeit einen kühlen, soziologischen Blick auf das Geschehen zu bewahren. Ein paar Jahre später schrieb ich im Sprachrohr der Familienaufsteller *Praxis der Systemaufstellung: Beiträge zu Lösungen in Familien und Organisationen* (Hildenbrand 2002, S. 24):

»Fokus von Familienaufstellungen ist das, was ›Ordnungen der Liebe‹ genannt wird. Kritiker des Verfahrens der Familienaufstellungen konzentrieren sich durchweg auf diese Ordnungen, und sie werfen den Aufstellern unter anderem vor, diese Ordnungen als statisch und ideologisch zu betrachten und die Vielfalt der Formen menschlichen Zusammenlebens nicht zu berücksichtigen. Interpretiert man jedoch die ›Ordnungen der Liebe‹ im Kontext der soziologischen Sozialisations-
theorie, ergibt sich ein differenzierteres Bild.

¹³¹ Ich stimme Oliver Königs Auffassung zu, dass in Zeiten von Pluralisierung und Unsicherheit die Ansage klarer Regeln und Handlungsmuster Entlastungscharakter haben kann, weil dies Orientierung verspricht. Jedoch sollte man Nebenwirkungen und Risiken nicht außer Acht lassen. Ob ein solches Vorgehen hilft, wird fallspezifisch unterschiedlich ausfallen. Und Interaktionsverweigerung, wie im Beispiel gezeigt, ist völlig inakzeptabel, weder Klienten noch einem Auditorium gegenüber. Hellinger hätte auch gleich sagen können: »Wer seine Füße unter meinen Tisch streckt ...« Es gibt sicher den einen oder anderen, der ihm dabei folgen wird, die Gefolgschaft allerdings ist im Schrumpfen begriffen.

Die ›Ordnungen der Liebe‹ können in eine soziologische Sprache übersetzt werden. Damit verlieren sie von ihrer alttestamentarisch anmutenden Wucht, und es wird möglich, die Dynamik von quasi-universalistischen Grundstrukturen menschlichen Zusammenlebens einerseits und deren Stellung im menschlichen Handeln vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse andererseits zu diskutieren.«¹³².

Einige Jahre später bin ich mit dem Denken weitergekommen. In meinem Aufsatz in dem bereits zitierten Band von Gerhard Stey und Torsten Groth über »Potenziale der Organisationsaufstellung«, in dem ich auch die Aufstellungsarbeit mit Claudia Kornbeck (vgl. Kap. 2.7.2) vorstelle, äußere ich mich zum Thema Strukturen und Regeln wie folgt (Hildenbrand 2007, S. 127): Zunächst zitiere ich den Philosophen Ernst Cassirer (1990, S. 339):

»In allen menschlichen Aktivitäten können wir von einer Spannung zwischen Verfestigung und Evolution sprechen, zwischen einer Tendenz, die zu festen stabilen Formen führt, und einer anderen Tendenz, die dieses strenge Schema aufbricht (...) Es herrscht ein unablässiger Kampf zwischen Tradition und Innovation, zwischen reproduzierenden und kreativen Kräften.«

Dann fahre ich in eigenen Worten wie folgt fort (Bourdieu 2002, S. 72):

»Auf diese Weise stellen ›Ordnungen‹, übertragen auf unser Thema, kein ehernes Gehäuse, sondern einen Orientierungsrahmen für die Realisierung von Möglichkeiten dar. Oder, um ein weiteres soziologisches Konzept anzuführen: es geht darum, *Ordnungen* zusammenzubringen mit den *Strategien*, die Handelnde benutzen, um diese Ordnungen zu gestalten.«

Ich fasse zusammen: Einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Genogramarbeit und posthellingerscher Familienaufstellung sehe ich nicht. Letztere kann einen Zugang eröffnen zum »Sinn zwischen den Zeilen« (Merleau-Ponty 1984b) und den Klienten als Akteur ins Spiel bringen.

¹³² Zur soziologischen Alternative vergleiche Funcke u. Hildenbrand (2018), Kapitel 9.